

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

John Irving
Straße der Wunder

Roman
Aus dem Amerikanischen
von Hans M. Herzog

Diogenes

Titel der 2015 bei Simon & Schuster,
New York, erschienenen Originalausgabe:
›Avenue of Mysteries‹
Copyright © 2015 by Garp Enterprises, Ltd.
Covermotiv: Umschlagillustration © Edward Gorey
Mit freundlicher Genehmigung
des Edward Gorey Charitable Trust, New York

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2016
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
700/16/852/1
ISBN 978 3 257 06966 2

Bei keinem Wind weichen

Der Amerikaner, der an jenem Morgen in Oaxaca landete und für Juan Diegos Zukunft so wichtig werden sollte, war ein Scholastiker, ein junger Jesuit in Priesterausbildung. Man hatte ihn als Lehrer für die Jesuitenschule und das Waisenhaus eingestellt; Bruder Pepe hatte ihn aus einer langen Liste mit Bewerbern ausgewählt. Zwar hatten die beiden alten Priester im *Templo de la Compañía de Jesús*, die Padres Alfonso und Octavio, Zweifel geäußert, ob der junge Amerikaner auch ausreichend Spanisch sprach, die Pepe jedoch mit dem Hinweis zerstreute, wie überqualifiziert der Scholastiker und was für ein außergewöhnlich guter Student er gewesen sei – gewiss würde sich sein Spanisch entsprechend rasch verbessern.

Jeder im *Hogar de los Niños Perdidos* war auf den Neuankömmling gespannt. Mit Ausnahme von Schwester Gloria hatten alle Nonnen im *Niños Perdidos* Pepe anvertraut, der junge Lehrer auf dem Foto sehe sehr sympathisch aus. Pepe äußerte sich nicht dazu, doch auch er fand das Foto ansprechend. (Denn falls jemand auf einem Foto überhaupt engagiert aussehen konnte, dann doch zweifellos der junge Amerikaner.)

Die Patres Alfonso und Octavio hatten Bruder Pepe zum Flughafen geschickt, um den neuen Missionar in Empfang

zu nehmen. Aufgrund des Fotos auf der Personalakte hatte Bruder Pepe einen größeren, reifer wirkenden Mann erwartet. Doch der noch nicht dreißigjährige Edward Bonshaw hatte nicht nur kürzlich enorm abgenommen, sondern seither auch keine neue Kleidung gekauft. Alles, was er trug, hing sackartig, geradezu clownesk an ihm herunter, was den höchst ernsthaft aussehenden Scholastiker irgendwie kindlich wirken ließ oder vielmehr wie das jüngste Kind einer Großfamilie, das Nesthäkchen, das die Klamotten seiner älteren Geschwister auftragen muss. Das Hawaiihemd (mit aufgedrucktem Papageien-in-Palmen-Motiv) hing ihm bis zu den Knien, und die kurzen Ärmel hörten bei ihm unter den Ellenbogen auf, und als der junge Bonshaw die Gangway herunterstieg, stolperte er über die Aufschläge seiner schlabbrigen Hose.

Wie üblich hatte das Flugzeug bei der Landung mehrere Hühner überfahren, die auf dem Rollfeld hin und her liefen. Da, wo sich die beiden Hügelketten der Sierra Madre treffen, kann es windig sein, und die unberechenbaren Luftströme wirbelten die rotbraunen Federn nach oben. Doch Edward Bonshaw übersah die Hühner und betrachtete stattdessen die Federn und den Wind, als wären sie eine freundliche, nur ihm zgedachte Begrüßung.

Als Bruder Pepe gerade »Edward?« sagen wollte, klebte ihm plötzlich eine Hühnerfeder an der Unterlippe, und er prustete und spuckte. Der junge Amerikaner wirkte auf ihn irgendwie zerbrechlich, fehl am Platz und unvorbereitet, doch dann fiel Pepe ein, wie unsicher er selbst in diesem Alter gewesen war, und der junge Bonshaw tat ihm so leid, wie ihm sonst die Kinder im *Niños Perdidos* leidtaten.

Der dreijährige Vorbereitungsdienst für das Priesteramt hieß Pastoralkurs, wonach Edward Bonshaw noch weitere drei Jahre Theologie erwarteten. Erst das Studium, dann die Weihe, rief Pepe sich in Erinnerung, während er den jungen Scholastiker musterte, der mit den Händen fuchtelte, um die Hühnerfedern loszuwerden. Und nach seiner Priesterweihe stand Edward Bonshaw noch ein viertes Studienjahr bevor – dabei hatte der arme Kerl schon einen Dokortitel in englischer Literatur! (Kein Wunder, dass er so abgenommen hat, dachte Bruder Pepe.)

Doch Pepe hatte den strebsamen jungen Mann unterschätzt, der sich offenbar unverhältnismäßig große Mühe gab, in einem Wirbel aus Hühnerfedern wie ein Konquistador zu wirken. Bruder Pepe wusste nicht, dass Edward Bonshaw aus einer – selbst nach jesuitischen Maßstäben – beeindruckenden Sippe stammte.

Ursprünglich kamen die Bonshaws aus der Gegend um Dumfries in Schottland, nahe der englischen Grenze. Edwards Urgroßvater Andrew war in eine kanadische Provinz am Atlantik ausgewandert. Edwards Großvater Duncan war dann seinerseits in die Vereinigten Staaten ausgewandert, wenn auch unter Vorbehalt. (Wie Duncan Bonshaw es gern formulierte: »Nur nach Maine, nicht in die restlichen USA.«) Edwards Vater Graham war weiter gen Westen gezogen, allerdings nicht weiter als Iowa. Edward Bonshaw kam in Iowa City zur Welt; bis er nach Mexiko aufbrach, hatte er den Mittleren Westen noch nie verlassen.

Wie die Bonshaws katholisch wurden, wussten nur Gott und der Urgroßvater. Wie viele Schotten war Andrew Bonshaw protestantisch erzogen worden; er hatte Glasgow als

Protestant verlassen, doch als er in Halifax an Land ging, hatte er feste Bande zu Rom geknüpft.

Etwas Wundersames musste während Andrew Bonshaws Atlantiküberquerung nach Nova Scotia geschehen sein, das ihn zum Katholiken werden ließ. Doch Andrew hatte selbst im Alter nie darüber gesprochen und das Wunder mit ins Grab genommen. Das Einzige, was er von dieser Reise erzählte, war, dass eine Nonne ihm unterwegs das Mah-Jongg-Spielen beigebracht habe. *Etwas* musste also bei einem ihrer Spiele passiert sein.

Edward Bonshaw war den meisten Wundern gegenüber skeptisch, interessierte sich aber außerordentlich für das Wundersame, für alles, was mit Wundern zusammenhing. Dennoch hatte er seinen Katholizismus kein einziges Mal in Frage gestellt – nicht einmal die rätselhafte Bekehrung seines Urgroßvaters. Natürlich hatten alle nachfolgenden Bonshaws Mah-Jongg gelernt.

»Offenbar gibt es im Leben der meisten tiefgläubigen Menschen einen rätselhaften Widerspruch«, sollte Juan Diego später in seinem Indienroman *Eine von der Jungfrau Maria in Gang gesetzte Geschichte* schreiben. Auch wenn der in diesem Roman vorkommende Missionar frei erfunden war, so hatte sich Juan Diego beim Schreiben vermutlich doch von Edward Bonshaw inspirieren lassen.

»Edward?«, setzte Bruder Pepe noch einmal an, und versuchte es dann, nach erneutem Zögern mit »*Eduardo?*«. (Pepe fehlte es an Zutrauen in sein Englisch; er fragte sich, ob er *Edward* vielleicht irgendwie falsch ausgesprochen hatte.)

»A-ha!«, rief der junge Edward Bonshaw und wechselte

ohne ersichtlichen Grund plötzlich zum Lateinischen über. »*Haud ullis labentia ventis!*«, ließ er Pepe wissen.

Bruder Pepes Lateinkenntnisse bewegten sich auf Anfängerniveau. Das einzige Wort, das er heraushörte und verstand, war das für *Wind* oder allenfalls dessen Plural; er vermutete, dass Edward Bonshaw mit seiner klassischen Bildung angeben wollte. Tatsächlich aber zitierte der junge Bonshaw das Motto auf seinem Familienwappen – die Bonshaws hatten nicht nur einen Familientartan, sondern auch ein Familienwappen mit einem Familienwahlspruch, den Edward immer für sich aufsagte, wenn er nervös oder unsicher war.

Haud ullis labentia ventis bedeutete »bei keinem Wind weichen«.

Herrgott im Himmel, wen haben wir denn da?, wunderte sich Bruder Pepe; der arme Mann ging davon aus, dass es sich um etwas Religiöses handeln musste, wenn es lateinisch war. Pepe kannte diese Jesuiten, die ihr Leben geradezu fanatisch nach dem Ordensgründer Ignatius von Loyola ausrichteten. In Rom hatte der heilige Ignatius verkündet, er würde sein Leben opfern, wenn er die Sünden verhindern könnte, die eine einzige Prostituierte in einer einzigen Nacht beging. Bruder Pepe, der sein ganzes Leben in Mexico City und Oaxaca verbracht hatte, konnte nur zu gut ermessen, wie verrückt Ignatius von Loyola gewesen sein musste – sofern er tatsächlich dafür sein Leben hatte opfern wollen.

Sogar eine Pilgerreise kann ein sinnloses Unterfangen sein, wenn ein Narr sie unternimmt, zitierte Pepe in Gedanken, als er auf dem von Federn übersäten Rollfeld vortrat, um den jungen amerikanischen Missionar zu begrüßen.

»Edward – Edward Bonshaw«, sprach Pepe den Scholastiker an.

»Mir hat *Eduardo* gefallen. Das ist neu – ich find's *toll!*«, sagte Edward Bonshaw und überraschte Bruder Pepe mit einer kräftigen Umarmung. Pepe freute sich enorm darüber; ihm gefiel die Begeisterungsfähigkeit des jungen Amerikaners. Und Edward (alias *Eduardo*) schob sofort eine Erklärung seines lateinischen Ausrufs nach. Pepe war überrascht, dass »Bei keinem Wind weichen« kein Bibel-, sondern ein schottischer Wahlspruch war – wenn nicht gar ein *protestantischer*, spekulierte er.

Der junge Mann aus Iowa war zweifellos ein positiver und kontaktfreudiger Mensch, noch dazu mit einer herzlichen Ausstrahlung, befand Pepe. Doch was werden die *anderen* von ihm halten? fragte sich Pepe, der diese für einen sauertöpfischen Haufen hielt. Die anderen, das waren die beiden alten Priester, Pater Alfonso und Pater Octavio, aber auch und vielleicht in erster Linie Schwester Gloria. Oh, wie sehr werden ihnen die Umarmungen auf die Nerven gehen – ganz zu schweigen von dem schreiend bunten Hawaiihemd!, dachte Bruder Pepe; er selbst hatte damit keine Probleme, im Gegenteil.

Als Nächstes wollte Eduardo (wie der Mann aus Iowa fortan am liebsten genannt wurde) Pepe zeigen, wie grob man mit seinem Gepäck umgesprungen war, als er in Mexico City den Zoll passiert hatte.

»Sehen Sie nur, was die mit meinen Sachen gemacht haben!«, rief er aufgebracht und öffnete den Koffer, damit Pepe sich mit eigenen Augen überzeugen konnte. Dem temperamentvollen neuen Lehrer war egal, dass so auch

die Passanten auf dem Flughafen von Oaxaca einen Blick auf seine durcheinandergeratene Habseligkeiten werfen konnten.

Die Zollbeamten in Mexico City mussten das Gepäck des amerikanischen Scholastikers wie besessen durchwühlt haben – nur um dabei noch mehr übergroße Kleidungsstücke zu finden, wie Bruder Pepe schnell feststellte.

»Äußerst dezent – offenbar der neue päpstliche Look!«, hatte er beim Anblick des Inhalts eines ebenso unordentlichen kleineren Koffers mit noch mehr Hawaiihemden zu dem jungen Bonshaw gesagt.

»Die sind in Iowa City total angesagt«, entgegnete Edward Bonshaw, was unter Umständen auch ein Scherz war.

»Für Pater Alfonso möglicherweise ein rotes Tuch in der Suppe«, warnte Pepe. Das hörte sich irgendwie falsch an, aber Edward Bonshaw verstand ihn auch so.

»Pater Alfonso ist wohl ein wenig konservativ, was?«, fragte der junge Amerikaner.

»Eine Unterbeschreibung«, sagte Bruder Pepe.

»Eine Untertreibung«, korrigierte ihn Edward Bonshaw.

»Mein Englisch ist ein kleines Ausmaß eingerostet«, gab Pepe zu.

»Ich verschone Sie lieber erst mal mit meinem Spanisch«, sagte Edward.

Er schilderte Pepe, wie der Zollbeamte zuerst die eine, dann die zweite Peitsche gefunden hatte. »Folterinstrumente?«, hatte der Beamte den jungen Bonshaw gefragt – zuerst auf Spanisch, dann auf Englisch.

»Instrumente der *Frömmigkeit*«, hatte Edward geantwortet. Bruder Pepe dachte: O gnädiger Gott, wir haben

eine arme Seele bekommen, die sich *geißelt*, dabei wollten wir doch einen *Englischlehrer*!

Der zweite Koffer, der durchwühlt worden war, steckte voller Bücher. »Noch mehr Folterinstrumente«, hatte der Zollbeamte auf Spanisch und Englisch festgestellt.

»Instrumente *zusätzlicher* Frömmigkeit«, hatte Edward Bonshaw den Beamten korrigiert. (Wenigstens *liest* dieser Flagellant, dachte Pepe.)

»Die Schwestern im Waisenhaus – darunter einige Ihrer künftigen Kolleginnen – waren von Ihrem Foto recht ange-tan«, sagte Bruder Pepe zu Edward, der seine durchwühlten Koffer nur mit Mühe wieder schließen konnte.

»A-*ha*! Ich habe inzwischen aber sehr abgenommen«, sagte der junge Missionar.

»Ganz offensichtlich – Sie waren doch nicht etwa krank?«, erkundigte sich Pepe.

»Entsagung, Entsagung – Entsagung ist *gut*«, erläuterte der Zelot eifrig. »Ich habe aufgehört zu rauchen, ich habe aufgehört zu trinken – ich glaube, der Alkoholverzicht hat meinen Appetit gezügelt. Ich bin einfach nicht mehr so hungrig wie früher«, sagte Bonshaw.

»A-*ha*!«, rief Bruder Pepe. (Jetzt hat er mich schon an-gesteckt, dachte er.) Er hatte noch nie Alkohol getrunken – keinen Tropfen. »Alkoholverzicht« hatte Bruder Pepes Appetit aber noch nie gezügelt.

»Kleidung, Peitschen, Lesestoff«, hatte der Zollbeamte den Kofferinhalt auf Spanisch und Englisch zusammenge-fasst.

»Nur das Allernötigste!«, hatte Edward Bonshaw ver-kündet.

O Herr, sei seiner Seele gnädig!, dachte Pepe, als wären die Tage des Scholastikers auf dieser Erde bereits gezählt.

Der Zollbeamte in Mexico City hatte den Amerikaner auch nach seinem Visum befragt, das zeitlich begrenzt war.

»Wie lange genau beabsichtigen Sie zu bleiben?«, hatte er gefragt.

»Wenn alles gutgeht, drei Jahre«, hatte der junge Mann aus Iowa geantwortet.

Drei Jahre? Pepe erschien unwahrscheinlich, dass Edward Bonshaw auch nur ein halbes Jahr Missionarsleben überstehen würde. Er würde neue Klamotten brauchen – solche, die ihm passten. Ihm würde der Lesestoff ausgehen, und die beiden Peitschen würden nicht reichen – nicht für die vielen Gelegenheiten, bei denen der Zelot sich weiter würde geißeln wollen.

»Bruder Pepe – Sie fahren ja einen vw Käfer!«, rief Edward Bonshaw, als dieser ihn zu dem staubig-roten Auto auf dem Parkplatz führte.

»Bitte nur Pepe – der *Bruder* muss nicht sein«, sagte Pepe, der sich fragte, ob alle Amerikaner das Offensichtliche so begeistert in die Welt hinausposaunten. Allerdings gefiel ihm der Enthusiasmus des jungen Scholastikers wirklich – in jeder Beziehung.

Nicht umsonst hatten die klugen Jesuiten Pepe zum Leiter ihrer Schule gemacht, jemanden wie ihn, der Enthusiasmus nicht nur bewunderte, sondern geradezu verkörperte. Nicht umsonst war er außerdem zum Leiter des Waisenhauses bestimmt worden. Wenn man einer erfolgreichen Schule ein Waisenhaus angliedert und es »Verlorene Kinder« nennt,

braucht es einen warmherzigen Kümmerer wie Bruder Pepe, der das Ganze leitet.

Doch auch Kümmerer können unkonzentrierte Autofahrer sein. Vielleicht dachte Pepe gerade an den Müllkippenleser, oder vielleicht war er in Gedanken bei einem weiteren Stapel Bücher, den er nach Guerrero bringen wollte. Jedenfalls fuhr Pepe, statt nach Oaxaca abzubiegen, geradeaus weiter in Richtung *basurero*. Als Bruder Pepe seinen Fehler erkannte, war er bereits in Guerrero.

Die Gegend war Pepe nicht sehr vertraut. Auf der Suche nach einer sicheren Stelle, wo er wenden konnte, entschied er sich für die Schotterpiste zur Deponie. Es war eine breite Straße, auf der gewöhnlich nur stinkende Lastwagen verkehrten.

Pepe wendete den kleinen Volkswagen inmitten der wabernden schwarzen Rauchschwaden und zwischen Bergen aus schwelendem Abfall, auf denen müllsammelnde Kinder herumkletterten. Als Autofahrer musste man sich vor den Müllsammlern hüten – vor den Schmutzkindern ebenso wie vor den streunenden Hunden. Der Gestank ließ den jungen Amerikaner würgen.

»Was ist das denn? Eine Hadesvision, mit passendem Geruch! Was ist das für ein furchtbarer Initiationsritus, den die armen Kinder durchlaufen müssen?«, fragte der junge Bonshaw theatralisch.

Wie sollen wir diesen liebenswerten Irren nur ertragen?, fragte sich Bruder Pepe; dass der Mann es gut meinte, würde ihm in Oaxaca nicht viel helfen. Doch Pepe sagte lediglich: »Das ist nur die städtische Mülldeponie. Der Geruch kommt unter anderem von den toten Hunden, die dort ver-

brannt werden. Unsere Mission kümmert sich hier um zwei Kinder – *dos pepenadores*, zwei Müllsucher.«

»Müllsucher!«, rief Edward Bonshaw.

»*Los niños de la basura*«, sagte Pepe leise und hoffte, damit klarzustellen, dass es ihm um die im Müll stöbernden Kinder ging und nicht um die Hunde.

In dem Moment schob ein verdreckter Junge undefinierbaren Alters mit übergroßen Stiefeln ein zitterndes Hündchen durch das Beifahrerfenster.

»Nein, danke«, sagte Edward Bonshaw höflich – eher zu dem übelriechenden Hündchen als zu dem Deponiekind, das klarstellte, das halbverhungerte Wesen sei gratis. (Deponiekinder bettelten nicht.)

»Du solltest den Hund nicht anfassen!«, rief Pepe dem Kind auf Spanisch zu. »Er könnte dich beißen!«

»Ich weiß über Tollwut Bescheid!«, rief der schmutzige Junge und zog das sich windende Hündchen wieder vom Fenster weg. »Ich weiß von den Impfungen!«, schrie der kleine Müllsammler Bruder Pepe zu.

»Was für eine wunderschöne Sprache«, stellte Edward Bonshaw fest.

Gütiger Himmel, der Scholastiker versteht ja überhaupt kein Spanisch!, schloss Pepe daraus. Die Windschutzscheibe des Käfers war mittlerweile mit einem Aschefilm überzogen, und als Pepe die Scheibenwischer betätigte, merkte er, dass sie die Asche nur verschmierten, wodurch sich die Sicht noch verschlechterte. Während Bruder Pepe ausstieg und die Scheibe mit einem alten Lappen reinigte, erzählte er dem neuen Missionar von Juan Diego, dem Müllkippenleser. Vielleicht hätte er gut daran getan, mehr von der jüngeren

Schwester des Knaben zu erzählen – genauer, dass Lupe offenbar Gedanken lesen konnte und in einer unverständlichen Sprache redete. Doch als der unverbesserliche Optimist, der er nun mal war, konzentrierte sich Bruder Pepe lieber auf das Positive und Unkomplizierte.

Das Mädchen, Lupe, war ein wenig irritierend, wohingegen der *Junge* – nun, Juan Diego war schlicht großartig. Was ließ sich schon gegen einen Vierzehnjährigen sagen, der auf einem *basurero* geboren und aufgewachsen war und sich selbst das Lesen beigebracht hatte, noch dazu in zwei Sprachen!

»Ich danke dir, Jesus«, sagte Edward Bonshaw, als sie weiterfuhren – diesmal in die richtige Richtung, zurück nach Oaxaca.

Wofür dankt er ihm bloß?, fragte sich Pepe, als der junge Amerikaner sein inbrünstiges Gebet fortsetzte. »Danke, dass ich gerade intensiv erleben durfte, wo ich am meisten gebraucht werde«, sagte der Scholastiker.

»Es ist nur die städtische Mülldeponie«, wiederholte Bruder Pepe. »Man kümmert sich hier ziemlich gut um Müllkippenkinder. Vertrauen Sie mir, Edward – auf dem *basurero* werden Sie nicht gebraucht.«

»Eduardo«, korrigierte ihn der junge Amerikaner.

»*Sí*, Eduardo«, mehr brachte Pepe nicht heraus. Jahrelang hatte er Pater Alfonso und Pater Octavio allein standhalten müssen, die beide älter und theologisch versierter waren als er und ihm öfter das Gefühl gaben, er sei ein Verräter am katholischen Glauben – als wäre er ein fanatischer säkularer Humanist oder Schlimmeres (auch wenn es vom Standpunkt eines Jesuiten wohl nichts Schlimmeres gab als

das). Die Patres Alfonso und Octavio kannten ihre katholischen Glaubenssätze in- und auswendig; und als beinharte Dogmatiker konnten sie Bruder Pepe schwindlig reden und ihm das Gefühl geben, sein Glaube sei nur halb so viel wert.

Möglicherweise, so dachte Pepe, hatte er in Edward Bonshaw endlich einen würdigen Gegner für die beiden alten Jesuitenpriester gefunden – eine zwar überdrehte, aber mutige Kämpfernatur, die von Grund auf in Frage stellen könnte, wie die Dinge im *Niños Perdidos* gehandhabt wurden.

Hatte der junge Scholastiker tatsächlich Gott dafür gedankt, dass er die Welt der Deponiekinder gerade hatte »intensiv erleben« dürfen, wie er es nannte? Glaubte der Amerikaner allen Ernstes, man müsse für das Seelenheil der Müllkippenkinder sorgen?

»Tut mir leid, dass ich Sie nicht gebührend empfangen habe, Señor Eduardo«, sagte Bruder Pepe gerade. »*Lo siento – bienvenido*«, fuhr Pepe bewundernd fort.

»*¡Gracias!*«, rief Edward. Durch die ascheverschmierte Windschutzscheibe sah man auf einmal, dass alle Fahrzeuge vor ihnen im Kreisverkehr irgendetwas auswichen. »Ein überfahrenes Tier?«, wollte Edward Bonshaw wissen.

Um den unsichtbaren Kadaver stritt sich eine Ansammlung von Hunden und Krähen, die Pepe durch lautes Hupen zu verscheuen suchte. Die Krähen flogen auf, die Hunde stoben auseinander. Auf der Straße blieb nur noch eine Blutspur zurück. Das überfahrene Tier, falls das Blut von ihm stammte, war verschwunden.

»Hunde und Krähen haben es gefressen«, erklärte Edward Bonshaw. Noch mehr Feststellungen des Offensicht-

lichen, dachte Bruder Pepe. In diesem Moment redete Juan Diego im Schlaf – und weckte sich damit selbst aus seinem sogenannten Traum (oder vielmehr den Puzzlesteinen der Erinnerung, die ihm gefehlt hatten, seit die Betablocker ihm die Kindheit und seine besonders prägende frühe Jugend geraubt hatten).

»Nein, das ist kein überfahrenes Tier«, sagte Juan Diego. »Es ist *mein* Blut. Es ist von Riveras Pick-up getropft – Diablo hat nicht alles aufgeleckt.«

»Ist das für ein Buch?«, wollte Miriam, die resolute Mutter, von Juan Diego wissen.

»Klingt nach einer schaurigen Geschichte«, befand Dorothy, die Tochter.

Ihre nicht gerade engelsgleichen Gesichter schauten auf ihn herab; ihm fiel auf, dass beide im Waschraum gewesen und sich die Zähne geputzt haben mussten – im Gegensatz zu ihm hatten sie beide einen ausgesprochen frischen Atem.

Cathay Pacific 841 befand sich im Landeanflug auf Hongkong; in der Kabine roch Juan Diego einen fremdartigen, aber angenehmen Duft, ganz sicher nicht den von der Müllkippe in Oaxaca.

»Wir wollten Sie gerade wecken, da sind Sie aufgewacht«, sagte ihm Miriam.

»Die Matcha-Muffins dürfen Sie nicht verpassen – fast so gut wie Sex«, behauptete Dorothy.

»Sex, Sex, Sex – es reicht, Dorothy«, befand ihre Mutter.

Juan Diego, der wusste, wie übel sein Atem roch, schenkte den beiden ein schmallippiges Lächeln. Allmählich wurde ihm klar, wo er sich befand und wer diese beiden attraktiven Frauen waren. O Gott, ich habe ja die Betablocker aus-

gesetzt, fiel ihm ein. Ich war vorübergehend da, wo ich *hingehöre!*, dachte er. Wie sehr sich sein Herz dorthin zurücksehnte!

Doch was war *das* denn? Er steckte immer noch in seinem clownesken Cathay-Pacific-Schlafanzug und hatte eine Erektion. Dabei hatte er nicht einmal die übliche halbe Viagra genommen – die graublauen Tabletten lagen samt den Betablockern in seinem großen Koffer im Rumpf des Flugzeugs.

Juan Diego hatte während des gut sechzehnständigen Fluges länger als fünfzehn Stunden geschlafen. Mit deutlich rascheren, leichteren Schritten humpelte er zum Waschraum. Seine selbsternannten Engel (auch wenn sie nicht ganz in die *Schutzengel*kategorie gehörten) sahen ihm wohlwollend nach.

»Er ist *entzückend*, nicht wahr?«, fragte Miriam ihre Tochter.

»Er ist ziemlich süß, stimmt«, sagte Dorothy.

»Gott sei Dank, dass wir ihn entdeckt haben – ohne uns wäre er völlig aufgeschmissen!«, erklärte die Mutter.

»Gott sei Dank«, wiederholte Dorothy, was aus dem Mund der jungen Frau mit den vollen Lippen ein wenig deplatziert klang.

»Ich glaube, er hat *geschrieben* – stell dir vor, im Schlaf an einem Buch zu arbeiten!«, rief Miriam aus.

»Über Blut, das von einem Pick-up tropft!«, sagte Dorothy. »Und heißt *Diablo* nicht Teufel?«, fragte sie ihre Mutter, die nur mit den Schultern zuckte.

»Ehrlich, Dorothy – du mit deinen ewigen Matcha-Muffins. Es ist doch nur ein Muffin, meine Güte«, sagte

Miriam ihrer Tochter. »Matcha-Muffins essen ist nicht mal annähernd vergleichbar mit Sex.«

Dorothy verdrehte seufzend die Augen; ihr Körper wirkte ständig so, als würde sie sich lümmeln, egal, ob sie saß oder stand. (Allerdings konnte man sie sich am besten liegend vorstellen.)

Juan Diego tauchte aus dem Waschraum auf und lächelte das ach so hilfreiche Mutter-Tochter-Team an. Es war ihm gelungen, sich des verrückten Cathay-Pacific-Pyjamas zu entledigen, und er freute sich auf einen Matcha-Muffin, wenn auch nicht so sehr wie Dorothy.

Juan Diegos Erektion hatte sich nicht ganz gelegt, und er war sich ihrer sehr bewusst; schließlich hatten ihm die Erektionen lange gefehlt, und normalerweise musste er eine halbe Viagra nehmen, um eine zu bekommen.

Sein verkrüppelter Fuß pochte ein bisschen, wie immer kurz nach dem Aufwachen, doch jetzt pochte er irgendwie anders – jedenfalls bildete Juan Diego sich das ein. In Gedanken war er wieder vierzehn, und Riveras Pick-up hatte soeben seinen rechten Fuß plattgefahren. Er spürte Lupes warmen Schoß an Nacken und Hinterkopf. Die Guadalupepuppe auf Riveras Armaturenbrett wackelte aufreizend – so aufreizend, wie sich Miriam und ihre Tochter Dorothy im Moment vor Juan Diego präsentierten (wenn auch ohne die Hüften zu bewegen).

Doch der Schriftsteller konnte nicht sprechen; Juan Diego hatte die Zähne fest zusammengebissen, als bemühte er sich immer noch, nicht vor Schmerzen zu schreien und den Kopf im Schoß seiner längst verstorbenen Schwester hin- und herzuwerfen.